

Wer die Hadzabe sucht, der findet ihre Spuren - im Schutz der mächtigen Felsen, die sich in der Eyasi Ebene den ostafrikanischen Grabenbruch entlang ziehen.

Dort, wo mancher Wildbeuter auch heute noch während der Regenzeit Unterschlupf sucht, überwinterten seine Ahnen schon - vor Tausenden von Jahren.

Doch noch hat die Regenzeit nicht begonnen. Noch ist Sommer. Stickig und heiß. Irgendwo im Dickicht des Busches müssen sie sein. Vielleicht oben auf der Hochebene ...

Wer die Hadzabe sucht, der findet ihre Spuren: zwischen den Wurzeln, an den Stämmen - und in den Kronen der mächtigen Affenbrot-Bäume.

Wer die Hadzabe sucht, der wird viele Kilometer kreuz und quer durch den Dornbusch fahren. Nach langer, langer Fahrt findet er vielleicht auch ein paar Hütten. Um dann festzustellen: Dieses Camp ist verlassen.

Wenn alle Tiere gejagt und alle Früchte geerntet sind, ziehen die Jäger und Sammlerinnen weiter. Zurück bleiben ihre Lagerstätten, im Sommer ein schützendes Halbrund aus Dornzweigen und Buschgras. Zurück bleiben ihre Feuerstellen.

Wer die Hadzabe finden will, der braucht Geduld und Zuversicht. Kurz bevor er resigniert aufgibt - kann es passieren, dass ihn ein Jäger findet.

Alter Jäger Kampala: „Sheiamo, mutana, ba! - Campi uko wapi?? -....“

Der Jäger sagt dann möglicherweise: „Guten Tag! Da drüben sind wir doch! Da drüben ist unser Camp!“

Rund tausend Wildbeuter leben noch in der Dornbusch-Steppe im Nordosten Tansanias. Zwei Dutzend von ihnen finden wir in diesem Sommer hier oben in den Kideru-Bergen, in Tliika.

Die Früchte des Affenbrot-Baumes. Die Hadzabe nennen ihn Mbuyu. Das Mark schmeckt auch pur als Lutschbonbon. Meistens aber wird es mitsamt den Kernen zermahlen, später mit Wasser vermengt, zu einem fruchtigen Brei angerührt. Manchmal auch gekocht. Ein Grundnahrungsmittel der Hadzabe: schmeckt gut, macht satt und ist gesund. Das staubtrockene Mbuyu-Mark enthält zehn mal so viel Vitamin C wie Orangen. Die eingebetteten Kerne sind reich an Fett und Eiweiß.

Im Hintergrund die Lagerstätten, im flirrenden Buschgras mit bloßem Auge kaum zu erkennen. Einen Steinwurf davon entfernt sitzen die Jäger.

Drüben der Frauenfelsen, hier der Männerplatz: Die Aufenthalts-Orte im Camp sind bei den Hadzabe so eindeutig verteilt wie die Aufgaben draußen im Busch: Die Männer sind Jäger, die Frauen Sammlerinnen. Ihre Wege kreuzen sich tagsüber selten.

Unterm Männerbaum werden Pfeile und Bogen präpariert: Man rüstet sich für die Jagd - geschäftig, aber ohne jede Hast. Scharfes Metall mit einem Flügel - übrigens männlicher Pfeil genannt - soll kleine Böcke wie Dik-Diks und Klipp-Springer töten, aber auch Antilopen und Gazellen. Der zweiflügelige, der weibliche Pfeil ist für große Tiere bestimmt: für Giraffen. Oder Büffel. Oder Zebras. Doch Großwild gibt es nur noch selten hier oben in den Bergen. Kampala ist der Älteste in der Gruppe und damit Respekts-Person. Anführer gibt es bei den Hadzabe nicht. Ein altes Klagelied, über einen schmerzenden Dorn im Fuß. Kleine Alltagsorge, schnell behoben. Der Pfeil ist fertig. Nyoha und Oya gelten als Meister dieses Handwerks. Jetzt fehlt nur noch das Gift, sagt der alte Kampala, dann bringen diese Spitzen blitzschnell den Tod. Perfekt für eine Giraffe!

Zakaria singt auch von ernsteren Problemen: von Fremden, die ins Stammesgebiet der Hadzabe eindringen und dort Felder anlegen oder ihre Rinder in der Dornbuschsteppe grasen lassen.

Und plötzlich sind sie da: die Herden der ungeliebten Nachbarn. Mitten im Busch Rinder, wohin man auch blickt. Zwei Hirten begleiten den Zug: Es sind Datoga. Die Hadzabe nennen sie Mangati, das bedeutet: Feinde. Und in der Tat sind die Blicke, die man tauscht, nicht besonders freundlich. Zur Auseinandersetzung kommt es nicht.

Tagsüber sind die Hadzabe überall und nirgends, streifen auf der Suche nach Nahrung durch den Busch. Erst wenn es dunkelt, sammeln sie sich in den Lagerstätten - wo das Feuer dann nicht nur zum Kochen, sondern auch zum Schutz vor Löwen und Hyänen brennt. Und man sich die Stammesgeschichte der Hadzabe und der anderen ostafrikanischen Völker erzählt.

Kampala: „Ischoko, die Sonne, unser Gott, gab unseren Nachbarn, den Isanzu, Äxte, um Bäume zu schlagen und Häuser zu bauen. Und er gab ihnen Hacken, um Felder anzulegen. Und was gab er uns Hadzabe? Haine, der Mondgott, gab uns Bogen, Pfeile und Messer. Und er brachte uns bei, Pfeilspitzen zu machen. Früher konnten wir das nicht. Wir Hadzabe arbeiten nicht mit Hacken. Unsere Werkzeuge sind Pfeil und Bogen und der Grabstock. Seit Ischoko uns schuf, war unsere Arbeit stets das Jagen und Sammeln, sonst nichts.

Kongolobe-Beeren: Man isst sie aus der Hand in den Mund oder zuhause, im Topf gewässert und aufgekocht. Kongolobe - eine von fünf Beerensorten, die Maria und ihre Gefährtinnen in der Dornbuschsteppe finden können. Alle fünf Beeren haben eins gemeinsam: Sie sind sehr klein - und sie haben sehr große Kerne. Sammeln ist also eine mühsame Sache, aber die sicherste Nahrungsquelle der Hadzabe. Ob Affenbrotfrüchte, Wurzeln oder Beeren: eine Frucht gibt es immer im Busch - Fleisch dagegen nur an glücklichen Tagen. Und dieses Glück hatte Kampalas Gruppe schon lange nicht mehr.

Viele Wegstunden vom Camp entfernt, hat Tschigali sein Ziel erreicht: Maji Moto. Auf den Felsen hier unten in der staubigen Eyasi-Ebene wächst der seltene Pänjube-Strauch - die Wüstenrose. Sein Mark bringt den Tod. Die Männer haben Tschigali ausgesandt, um Gift für die neuen Pfeile zu holen. Noch ist der Saft der Pflanze dünn wie Wasser, doch schon jetzt könnte ein kleiner Schnitt, eine offene Stelle an seiner Hand dem Jäger gefährlich werden.

Auch mancher moderne Gegenstand gehört heute zu den Gerätschaften der Hadzabe. Nützlich beispielsweise, wenn das Gift eingekocht werden muss.

In der Eyasi-Ebene ist aus dem Pänjube-Saft mittlerweile Klada geworden - ein Nervengift, Tod binnen weniger Stunden garantiert. Für Giraffen, Antilopen, Paviane - und für Menschen. Asche macht das Gift geschmeidig und formbar. Mit einem feuchten Holzspan gibt Tschigali dem tödlichen Geschoss den letzten Schliff. Der Rest des Giftklumpens ist für die anderen Jäger. Einen halben Tag wird Tschigali nun unterwegs sein - aus der versteppten Ebene hinauf in den Busch, zurück in sein Camp.

Durch den Sand natürlich gefiltert, einigermaßen sauber: Direkt neben der Tränke der Wildtiere, wo die Jäger frühmorgens auf die Pirsch gehen, liegt ein zweite kleine Quelle. Hier schöpft Kampalas Gruppe Wasser zum Trinken und Kochen.

Wasserholen ist bei den Hadzabe Sache der Frauen und der Kinder.

Die Tiere der Wildnis sind sehr scheu. Sie kommen nur zur Tränke, wenn es ruhig ist. Und so haben die Hadzabe ihr Lager weit entfernt von der Quelle aufgeschlagen: Sinnvoll für die Jäger, aber mühsam für die Wasserträgerinnen.

Die Mädchen suchen am Rande des Lagers nach Makalita-Wurzeln. Mada wird als erste fündig. Sobald sie alt genug sind, müssen die Hadza-Kinder sich mit um die Nahrungs-Suche kümmern ... und um ihre kleinen Geschwister, die schon mal ein Glöckchen tragen, damit sie im Busch nicht verloren gehen.

Wieder stört eine große Herde den friedlichen Nachmittag im Camp, doch diesmal ziehen die Rinder und Esel nur in der Ferne vorbei.

Die vom alten Kampala erträumte Giraffe ist es dann doch nicht geworden - aber eine stattliche Antilope. Vorneweg Tschigali. Hinter ihm Oya, der glückliche Schütze.

Der Gifthof um die Einschuss-Stelle herum wird herausgeschnitten. Selbst wenn ein kleiner Rest im Fleisch verbleibt: Im Magen richtet das Gift keinen Schaden an. Tödlich wirkt Klada nur, wenn es in die Blutbahn gerät.

Begehrliche Blicke? Hier muss keiner Sorge haben, dass er zu kurz kommt. Die Hadzabe teilen alles: An manchen Tagen den Hunger, heute das Fleisch. Jeder Mann im Camp bekommt ein Stück der Beute für seine Familie. Kopf, Magen und Fell der Antilope gehören der Familie des Schützen. Trophäen, die man stolz nach Hause trägt.

Endlich wieder Fleisch!! - nach so langer Zeit der Entbehrung.

Am nächsten Morgen kommen die Datoga mit ihren Herden zurück - und diesmal bleiben sie. Sie tranken ihre Rinder und Schafe am Wasserloch der Wildtiere - und an der Quelle der Hadzabe. Binnen kurzem verwandelt sich das klare Wasser in eine schlammige verkotete Brühe – auf Stunden, Tage hin ungenießbar für Menschen.

Morgen wollen die Hirten das Wasserloch abzäunen: kein Zugang mehr für Antilopen, Paviane, Warzenschweine.

Die Datoga sind zurück: Nur fünfzig Meter von den Wildbeuter-Familien entfernt, werden sie ein riesiges Dornen-Gehege für ihre Herden zum Übernachten bauen.

Den Hadza-Frauen bleibt nichts anderes, als ein trotziges Lied anzustimmen:
*„Schau hin, es sind nur Rinder, magere, hässliche Kühe!
Gib mir bloß kein Kuhfleisch! Dieses Fleisch schmeckt wie Rotz!
Wag nicht, mir Kuhfleisch zu schenken!“*

Sie singen Lieder - Spott der Ohnmächtigen. Eine andere Waffe bleibt ihnen nicht. Früher gab es manchmal Krieg, wenn Hadzabe und Datoga aufeinander trafen. Heute fließt selten Blut zwischen den stolzen Hirten und den scheuen Wildbeutern. Denn die Hadzabe wissen, dass sie schwächer sind. Auch wenn sie ahnen, dass der Landkonflikt komplizierter ist: Ihr Groll richtet sich gegen das Naheliegende, richtet sich gegen den alten Feind.

Marta: Datoga sind in unser Land gekommen. Wir müssen weiterziehen. Warum kommen so viele Leute und nehmen unser Land? Die Datoga treiben ihre Kühe durch unser Camp. Ihre Tiere essen das Gras von unseren Häusern. Als nächstes werden die Datoga uns aufspießen.

Datoga-Chief: Ich bin hier hoch in den Busch gekommen, um mit meiner Herde hierzu leben. Ich bin ein Datoga, man nennt uns auch Mangati. Wir sind Hirten. Wir sind diesen Sommer früher in die Berge gekommen, weil unsere Herden unten in der Ebene kein Gras mehr hatten.

Warum wir hier rauf in den Busch kommen? Früher war unten bei uns viel Weideland. Aber jetzt sind Häuser dort, viele Menschen. Deshalb kommen immer mehr von uns in die Berge - und nicht nur in der Trockenzeit.

Wisst ihr, Mangati und Hadzabe sind seit langer Zeit Freunde, wir leben alle gemeinsam im Busch. Die wilden Tiere, die die Hadzabe jagen, und unsere Herden können doch zusammen grasen, zusammen Wasser trinken. Und außerdem: Ich gehe, wohin ich will!

Kampala: Wie sollen wir jetzt an Fleisch kommen?

Nyoha: Das Wild ist weg. Keine Spuren mehr...

Oya: Nur Kuh-Mist und Fliegen.

Nyoha: Aus! Vorbei

Kampala: Weißt Du noch, die Antilope!

Nyoha: Ja, hier schoss ich eine große Antilope.

Nyoha: Unser Land ist zerstört. Unsere Kinder werden verhungern.

Oya: Wohin sollen wir gehen?

Nyoha: Die Mangati werden uns mit ihren Herden überall hin folgen. Wo trinken die Wildtiere jetzt wohl?

Kampala: Vielleicht in Engarao?

Oya: Ich glaube nicht. Auch dort sind überall Rinder.

Kampala: Ja, aber das Wasser dort ist groß. Vielleicht kann das Wild weiter oben am Fluss trinken. Gehen wir dorthin, vielleicht ist es da besser ...

Ischoko, der Sonnengott, und Haine, der Mondgott, gaben jedem Volk Ostafrikas das Seine: den Wildbeutern, den Hackbauern, den Hirten. Aber heute verteilen in Tansania nicht mehr die Götter das Land.

Die letzten Jäger und Sammlerinnen der Savanne. Sie könnten leben wie ihre Vorfahren vor Tausenden von Jahren. Wenn das Wild nicht immer weniger, ihr Streifgebiet nicht immer kleiner würde.

Wildbeuterland ist kein Niemandes-Land. Die Dornbusch-Steppe ist bewohnt - doch keiner respektiert es.

Hadzabe heißt: wir Menschen. Zwei Dutzend von ihnen trafen wir in jenem Sommer oben in den Kideru-Bergen - wo die Frauen singen: „Morgen werden wir weiterziehen. Morgen brechen wir auf ...“